

Anzeiger und Herald.

J. P. Bindolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr.

Landwirthschaftliches.

Winterfütterung der Schafe.

Bei dem Uebergange von der Weide zur Stallfütterung ist es notwendig, dem Schafe passendes Futter zu reichen, um diesen Uebergang so viel wie möglich zu erleichtern. Das Schaf verlangt eine überwiegend trockne, gewürzhafte Nahrung. Gutes Heu ist für das Schaf das beste Futter und zwar solches von hochgelegenen Wiesen, dann solches von Erbsen, Wicken und Kuckbohnen und zuletzt von Alee und Alfafa. Verschnittenes Futter, oder saures und von über-schwemmten Wiesen verschlammtes Heu ist Schafen nicht zuträglich. Von allem Stroh eignet sich das von Erbsen und in südlichen Staaten von Kuckbohnen am besten, auch wo Millet für Samen-gewinnung gezo-gen wurde, eignet sich das Milletstroh sehr gut zur Schaf-fütterung. Obst und Kartoffeln sind besonders für säugende Schafe sehr nachtheilig als Nahrung. Die verschiedenen Rübenarten sind dagegen ein vorzügliches Winterfutter besonders für Fleisch- und Mutter-schafe; sie haben keinen nachtheiligen Einfluss auf die Wolle, wie man früher glaubte; nur dürfen sie nicht ausschließlich sondern nur als Zugabe gefüttert werden. Getreidekörner sind den Schafen besonders zuträglich und sie werden von denselben besser ver-daut als von dem Rindvieh; sie sind, wie Versuche an der Wisconsiner Ackerbau-schule darthun, für Mast-schafe wie für Lämmer sehr zu empfehlen. Hafer kann man ganz geben, dagegen wird anderes Getreide am besten geschrotet oder in Wasser aufgeweicht. Geschrotete Erbsen oder Kuckbohnen verursachen bei den Schafen diesen und jähren Fett-schweiß, dadurch verlieren die Schafe an Gewicht und die Mutterschafe leicht die Milch, während Lämmer bei der Verfütterung dieser Getreidearten abmagern und leicht an Lähme und Augenentzündung erkranken. Regelmäßige Salzgaben sind bei keinem andern Thiere so nöthig wie beim Schafe.

Deckfrucht und Gräser.

Das unsere Gräser meistens unter einer Leberfrucht besser gedeihen, als bei reiner Aussaat derselben, ist eine jedem Farmer bekannte Thatsache; weniger bekannt aber sind die Ursachen, wodurch dies bessere Wachstum der Unterpflanzen bewirkt wird. Durch Beobachtungen ist festgestellt worden, daß die Deckfrucht einen besonders günstigen Einfluss auf die Beschaffenheit des Ackerlandes hat. Die Pflanzendecke bewirkt eine veränderte Vertheilung des Wassers im Boden, sowie eine Verminderung der Wärme des Bodens. Während auf na-dem, unbefrätem Lande die oberste Bodenschicht am wasserärmsten, die tiefer liegenden Schichten dagegen wasserreich sind, ist auf bewässerten Lande die tiefere Schicht durch das wasser-aufsaugende Wurzelwerk der Pflanzen entwässert, aber die gegen Sonnenschein und Wind geschützte oberste Bodenschicht sehr wasserreich. Aus dieser Bodenbeschaffenheit ergibt sich der Einfluss der Leberfrucht auf die untergeordneten Pflanzen. Feinkörnige Samen, wie ja unsere meisten Gras-sämereien sind, würden, da sie nur flach untergebracht werden dürfen, auf na-dem Boden wegen Wassermangels und zu hoher Bodenwärme entweder gar nicht keimen oder doch einer sehr unsicheren Ent-wicklung entgegengehen, während unter der schützenden Dede der Leberfrucht in-solge vorhandener Feuchtigkeit und kühler Temperatur des Bodens die günstigsten Bedingungen für das Kei-men der feinen Samen bestehen. Sind die jungen Gras-pflanzen so weit ent-wickelt, daß ihre Wurzeln in die tieferen Bodenschichten eindringen, welche von den Wurzeln der Deckfrucht besetzt sind, so ist es Erntezeit für die letztere, sie wird entfernt; die jungen Gräser leiden nun nicht durch Wassermangel und zu starke Beschattung.

Der Garten im Herbst.

Die Vortheile, welche das Umgraben oder Umpflügen des Gartenlandes vor Winter gewährt, bestehen in Fol-gendem: Das Land wird, wenn es schon im Herbst umgearbeitet wird und dann raub und ungehört liegen bleibt, durch das Gefrieren ungleich fruchtbarer und milder gemacht. Es wird sehr viel Ungeziefer, welches sich um die Herbstzeit in die Erde vertrieht, da-durch vernichtet, indem es durch das Um-graben derselben wieder an die Ober-fläche gebracht wird. Sehr gut ist es, wenn jetzt die Hühner in den Garten gelassen werden; denn gerade jetzt ver-zehren sie eine große Menge Insekten. Derartige Ungeziefer findet sich ge-wöhnlich im Gartenlande ungleich mehr als auf dem Felde, eben weil ersteres gewöhnlich alljährlich reichlich abgedüngt wird, also fetter ist als letzteres; weiter auch, weil sich das Gartenland feuchter hält. Auch werden durch das Um-arbeiten viele Unkrautsamen zerstört; sie keimen und die jungen Pflanzen er-kegen dem Froste. Die meisten Garten-gewächse lieben einen lockern oder gela-gerten Boden. Man grabe deshalb im Frühlinge das herbstbearbeitete Land nicht noch einmal, sondern lockere und ebne nur die Oberfläche mit Egge oder Harke. Ueber dies währt es im Früh-

ling oft lange, bevor das Gartenland, welches häufig noch mit Obstbäumen besetzt ist, umgearbeitet werden kann. Je sorgfamer man vor dem Winter das Land umgräbt, desto größer ist der Vortheil. Es gilt das hier Gesagte freilich nur als gemeine Regel, und es giebt in der That auch solche Fälle, in denen es besser ist, das Land erst im Frühlinge umzuarbeiten, wie zum Bei-spiel dann, wenn das Land im Herbst zu naß sein sollte; denn durch das Um-graben im Herbst würde die Feuchtig-keit nur noch vermehrt. Als allgemeine Regel gilt bei allem Lande, daß der Boden nicht verhärten und damit das Eindringen der Luft nicht ver-sperrt werden darf.

Alterst Kennzeichen.

Wie bei Kindern und Pferden er-kennt man auch das Alter der Schafe am sichersten am Wechsel der Zähne. Das Lamm bringt außer den zwanzig Baden-zähnen in der unteren Kinnlade acht spitze Milchzähne mit zur Welt, doch sind diese in den ersten Tagen mit einer fleischigen Haut überzogen, welche sich erst nach 8—10 Tagen zurück-schiebt. Selten kommt das Lamm mit offenen weißen Zähnen zur Welt. An der oberen vorderen Kinnlade hat es statt der Zähne eine harte hornpelige Erhöhung. So lange das Thier noch sämtliche Milchzähne hat, wird es als Lamm bezeichnet. Wenn es ein und ein halbes Jahr alt ist verliert es die beiden mittleren Zähne und es treten an deren Stelle zwei breitere, die Schafzähne und das Thier heißt jetzt Jährling. Bis zu dem Alter von etwa 2 1/2 Jahren verliert es die beiden nächsten Milch-zähne und erhält an derselben Stelle zwei stärkere neue Zähne. Ist das Schaf 3—3 1/2 Jahr alt, so fallen die nachfolgenden beiden Milchzähne aus. Vom vierten bis fünften Jahre wech-seln die beiden letzten beiden Eckzähne, das Thier ist jetzt volljährig. Im sechsten Jahre bleiben die Zähne noch ge-wöhnlich weiß, werden aber durch Zu-rück-schiebung des Zahnfleisches merklich länger; im siebten Jahre färben sie sich gelb und fallen von da an bis zum neunten Jahre wieder in der Ordnung aus, in der sie gewechselt wurden. In diesem Alter ist das Schaf für Züch-tungszwecke schon werthlos.

Maistengel füttern.

Es giebt wohl nur wenig Farmer, welche nach den Erfahrungen, die sie in den letzten futterarmen Jahren mit „Cornfodder“ machten, daran zweifeln, daß gut Maistengel, rechtzeitig ge-schnitten, gut getrocknet und unter Dach aufbewahrt, so viel werth sind wie mit-telgutes Heu. Weiden aber „Chocks“ während des Winters draußen, so ver-liert natürlich das Futter durch Wind und Wetter den größten Theil seines Werthes. Man behandle Maistutter mit derselben Sorgfalt wie Heu, schneide die Maistengel bevor sie voll-ständig verdorrt sind und bringe sie in einen offenen Schuppen; denn hier sind sie vor Wind und Regen geschützt und die Luft hat genügend Zutritt, um das Verschimmeln zu verhüten. Denn die Maistauden, wenn sie rechtzeitig ge-schnitten werden, enthalten noch viel Saft und trocknen sehr langsam aus, zumal wenn die „Chocks“ groß und dicht gesetzt werden und seuchtes Herbst-wetter vorherrschend ist. In den süd-lichen Staaten kann deshalb, weil dort im Herbst gewöhnlich schwere Regen fallen, selten gutes „Cornfodder“ ge-macht werden. Man lasse das Maistutter nicht zu lange draußen stehen; geholt muß es doch einmal werden, und da ist es also je eher — desto besser.

Bei der gewöhnlichen Art des Ver-fütterns, wird viel Maistutter verge-uden. Werden die Stengel den Thieren ganz vorgekaut, so ist es kaum zu ver-hüten, daß sie etwas davon unter die Füße bekommen. Um dies zu ver-meiden, sollte das Futter ge-schnitten werden; es kann dies sehr leicht in einem ein-fachen, langen Kasten mit einem gewöhn-lichen Heumesser geschehen. Vortheil-haft ist es, die geschnittenen Stengel vorher ein wenig anzufeuchten und beim Verfüttern etwas Maismehl oder Kleie darüber zu streuen. Die „Corn-Schredders“ besorgen das Zerreißen der harten Stengel aufs beste und mehr und mehr finden wir, daß, nachdem die Dreschmaschine ihren Abgang beend-et hat, dieselben Leute mit ihrer Dampfmaschine und Schredder noch einmal einen Umzug halten.

Um den Hühnerstall von Ungeziefer zu befreien, werfe man ein paar Hände voll Kalkstaub gegen die Wände und gegen die Dede des Stal-les, so daß eine dicke Staubschicht ent-steht. Ein Theil des Staubs legt sich nun in die Ritzen und Fugen des Stal-les, wo er alles thierische Leben voll-stommen vernichtet; der Rest fällt auf den Fußboden, von wo er nach ein paar Minuten mit dem Mist zusammen in die Ecke geleitet wird. Am nächsten Tage wiederholt man das Verfahren. Keine andere Reinigungsmethode ist nöthig, bis man schließlich beim gro-ßen Reinigen den ganzen Dünger her-ausbringt. Die Kalkstaubung hat auch noch den Vortheil, jeden üblen Geruch aus dem Stallraum zu entfernen.

Leppiche schütz man gegen Motten, indem man vor dem Legen den Fußboden mit starker Alaunlösung recht naß aufwäscht und das ein-trocknen läßt, dann von Zeit zu Zeit rings-um ein mit sehr starker Lösung getränk-tes Tuch auf die Ritzen preßt, so daß die Feuchtigkeit nebenherum fließt. In gleicher Weise wird eine Lösung von „Ceroline Sublimat“ angewandt. Und vermuthet man Motten, dann kann man eine Mischung von Benzin und Karbolsäure ringsum träufeln.

Civilisation in Galizien.

„Der galizische Bauer“ betitelt sich ein Aufsat, den Dr. Zvon Franto in der Wiener Wochen-schrift „Die Zeit“ veröffentlicht. Folgende ergreifende Stelle, die das Verhältniß zwischen Adel und Bauernthum behandelt, sei daraus mitgetheilt.

„Am Ende fast eines jeden galizi-schen Dorfes,“ so schreibt Franto, „auf einem Hügel oder inmitten eines Par-tes, umschattet von alten Bäumen oder umgeben von sorgsam gepflegten Blu-menbeeten erhebt sich ein weißes, mehr oder weniger geschmackvoll gebau-tes, mehr oder weniger reich, oft luxuriös ausgeschattetes Gebäude. Es ist das herrschaftliche Haus, das Palais, der Hof. Sein Inhaber nennt es stolz ein-nen Herd der Civilisation inmitten der bäuerlichen Finsterniß. Das Palais ist gewöhnlich wohl geputzt; in dieser Umzäunung umweilt des Hauptgebäu-des befinden sich mehr oder weniger stattliche Wirtschaftsgebäude, zahl-reiche Heu- und Getreidespeicher, Putz-bänke, Maschinenhäuser, Wä-dler, Käler, Schaf- und Hundeställe; außerhalb der Umzäunung stehen re-servirt gebaute Wohnhäuser der her-schaftlichen Dienstleute, Handwerker und Aufseher, und ringsumher breiten sich große, geschlossene, wohlgebaute Feldflächen aus — die herrschaftliche Meierei. Wirklich, eine andere Welt, als wir sie bis jetzt gesehen haben. Im Hofe eine Menge Geflügel, Hunderte wohlgeputzter Kälber, Füllen und Schweine, die Dreschmaschine pfeift und schnattert, die wohlgenährten Auf-seher und Lakaien gehen umher, wohl-gekleidete Herren und Damen spazieren im Park umher und führen geistreiche Gespräche über Nietzsche's Philosophie oder über den neuesten Roman von Sentimental. Wirklich ein Herd der Civilisation und der feinen Gesittung, nicht wahr?“

Sehen wir uns aber diesen Herd frühmorgens um sechs Uhr an. Im Hofe erklingt die Glöde, und aus den abseits liegenden Dörfern beginnen lang-sam, leuchtend und hustend erdohle, gebeugte, in Lumpen gekleidete Ge-salten herbeizutreten. Ihre Gesichter sind verschlafen, in den Haaren stecken noch Strohhalm — Ueberreste ihrer Koppfoster; einige kommen wohl aus benachbarten Dörfern, viele haben den Glödenschlag schon lange vor dem ge-schlossenen Thore erwartet, um ja nicht zu spät zu kommen. Das Thor wird aufgemacht, die erdbahnen Gestalten, Männer, Burche, Mädchen drängen sich in den Hof hinein, wagen aber nicht, sich dem herrschaftlichen Gebäude zu nähern, wie suchtsame Säue stehen sie nahe am Thore, auslöffelten Hauptes, bei Frost, Schnee oder Regen, und warten lautlos. Immer neue Ge-stalten kommen herbei und vergräbern den Haufen — es sind die Arbeitsthe-nen. Nach einer halben Stunde kommt der herrschaftliche Verwalter heraus — er könnte schon lange da sein, aber die Autorität der Herrschaft verlangt es, daß die Bauern möglichst lange war-ten sollen. Er wird von den Werren-den mit tiefen Bittlingen begrüßt, an-antwortet aber nichts auf ihren Ruf. Er nähert sich und sagt im trockenen, ge-schäftsmäßigen Tone: Heute Lamm-chen vor zehn Männer, zehn Burche und zwanzig Mädchen, die und die sollen bleiben. Wir zahlen heute den Män-nern je 20, den Burchen und Mädchen je 15 Kreuzer in Quittungen — dem's nicht recht ist, mag gehen. Die Weib-chen können wir heute nicht beschäftigen, vielleicht morgen.

Und nun erhebt sich ein Geschrei und Geheul — nicht zu laut, damit es nicht den gnädigen Herrn aus dem Schlafe wecke. Die Einen finden den Lohn zu gering — und werden gleich wogge-jagt, die Anderen weinen, daß ihre Kinder nichts zu essen haben, und bitten, nach-möge sie, sei es auch nur um 10 Kreuzer, arbeiten lassen, damit sie nur nicht mit leeren Händen nach Hause zurück-zehren müssen. Aber da hat der Ver-walter mit einem jeden seine Privat-rechnung: Du hast bei den Wahlen für den und den gestimmt gegen unsern gnädigen Herrn — geh zu jenem, er soll Dir Arbeit geben. Du hast uns vor Gericht angeklagt wegen der Schläge und wagt es noch hierher zu kommen. Du wolltest zur Ernte, er nicht kommen, als ich Dich ausdrücklich bitten ließ, und jetzt kommst Du! Marsch! Für solche haben wir keine Beschäftigung.

So werden da alle Differenzen zwi-schen Bauer und Schloßherr ausgeglichen. Ein schöner Herd der Civilisa-tion — nicht wahr? — welchem sich der Bauer nur von ferne, mit stolpfendem Herzen und entblößtem Haupte nähern darf!

Nach einer bemerkenden Darstellung des Zustandes der Knechtschaft: und der Unterdrückung, in dem der galizi-sche Bauer lebt, schließt Dr. Franto seine Schilderung mit den Worten:

„Ich breche hier ab. Ich hätte es, mein Thema ist lange nicht erdöpfelt, aber ich fürchte am Ende sentimental zu werden. Ich fühle mich so sehr als galizischer Bauer und möchte nicht bitter, nicht hart, nicht unrecht werden. Und die Verurteilung dazu läge ja ziemlich nahe. Ein galizischer Bauernsohn und ein intelligenter No-tarier zugleich zu sein, das ist wahr-lich für die Objectivität eine Lotte Klippe. Hat ja doch ein rutilanter Dichter das Loos eines solchen Men-schen mit knappen Worten in ein drei-faches Glend bezichnet: ver-aupertes Welt, vergiftetes Brot und schmutzige Grab!“

Der Robold im Telephon.

Clémence Robier, ein überaus pl-anantes, rothblondes Figürchen und Tochter einer wohlhabenden Familie in Paris, stand vor dem Richter unter der Anklage, in ihrer Eigenschaft als Telephon-Beamtin eine Reihe über-müthigster Streiche begangen zu ha-ben, deren Aufzählung somohl das Auditorium als auch den gestren-gen Richter selbst wiederholt in lebhafteste Heiterkeit versetzte. Bei Angabe der Personallisten constatirte der Richter, daß Clémence Robier eigentlich Jeanne de Vallier heiße, und die Angeklagte erklärte darauf, daß der erstere Name ihr Theatername, oder besser, ihr Tele-phonname sei. Auf die Frage des Richters, weshalb sie als Tochter eines wohlhabenden Hauses denn eigentlich Telephon-Beamtin geworden sei, eine Beschäftigung, die doch nicht gar so viel Verdienendes habe, meinte die An-geklagte, daß dies eine Caprice von ihr gewesen sei. Eine Bekannte, die sie beim Telephon hatte, habe ihr erzählt, daß man da so hübsche Geheimnisse und interessante Dinge erlaufe, und das habe sie höchlich gereizt. Der Richter verlas nun folgende Anzeige des Hauptklägers: „Am 5. August hatte mir eine Dame meiner Bekannts-schaft eine Mittheilung zu machen und rief meine Telephon-Nummer auf. „Hallo! Hallo! Wer ist das?“ — „Ja, Irma, und dort?“ — „Pierre.“ — „Wirst du heute Abend kommen?“ — „Ich hatte aber noch nicht Zeit, zu an-worten, als zu unserer Beider Schreden eine fremde, dumpfe Stimme dazwi-schenschrieb: „Madame, Madame, hören Sie mich!“ Und dann, ohne eine Ant-wort abzuwarten, fuhr die Stimme fort: „Madame, Sie sind eine ver-dorrbte Sünderin. Ihr Gemahl soll Alles erfahren!“ — „Um Gotteswillen, wer sind Sie denn?“ rief meine Bekannte. — „Das Gewissen,“ klang die Antwort noch dumpfer, und ehe wir uns noch von unserem Schreden erholen konnten, erkante ein Raseln im Telephon und dann herrliche Grabes-stille. Meine Freundin erkrankte vor Schreden, ich aber ging zur Polizei.“ Ein zweiter Kläger, der selbst erschie-nen war, Herr Bureau, ein alten, zitt-riger Herr mit tief liegenden Augen und einer habichtsanse, erzählte: „Ich hatte mich eines Abends entsetzlich ge-irrt, denn mein Neffe George, einer der reichlichsten Burchen von Paris, hatte mir aus seinem Club tele-phonirt, ich solle ihm sofort schwebend Francs schicken zur Bezahlung einer Spielschuld, da er sich sonst er-schießen müßte. Ich schickte ihm nichts, denn Aehnliches drohte er mir schon zwanzig Mal, und er hat sich heute noch nicht erschossen. Um 11 Uhr Abends ge' ich zu Bett. Präcise um Mitternacht läutet mein Telephon ent-setzlich zu läuten an. Die Geschichte war mir nicht behaglich. Mir fiel plötzlich mein verdamnter Neffe ein. Vielleicht hat sich der Kerl wirklich erschossen und man melbet mir die Un-glücksbotschaft. Endlich gehe ich zum Telephon. „Hallo!“ ruft es mit ei-ner wahren Grabesstimme. — „Hal-loh,“ frage ich, „wer spricht?“ — „Der Tod!“ — Ich bin nicht abergläubisch, aber: Mitternacht und eine solche Na-mensangabe! Und dann sprach der „Tod“ weiter: „Alter Wucherer, wenn Du Deinen Neffen nicht gehörig un-terstützt, hole ich Dich noch in diesem Monat.“ Und dann schnarrte das Tele-phon so entsetzlich, als ob hundert Leidenwagen über das Pflaster ras-selten. Ich verfiel in Fieber und schickte meinem Neffe am Morgen so-fort die verlangten 600 Francs.“ Und dann kam noch eine ganze Reihe von Zeugen, die die seltsamsten Dinge über das Treiben der Telephonbuben zu er-zählen wußten. Fragte Einer nach den Karten, wurde ihm vom neuesten Luftschiff erzählt, und verlangte Je-mand mit irgend einem Theater Ver-bunden zu werden, wurde er mit der Entreprisse des pompos fundres zusammengehängt. Die Colleginnen von sprechenden Draht stecken alle mit der Spigbübin unter einer Dede, und diese verwendete ihren ganzen Gehalt, den sie für ihre ausgezeichneten Lei-stungen erhielt, auf Erfrischungen für ihre Colleginnen, so daß das Amt manchmal wie ein Delicatessenladen ausah. Die hübsche Sünderin kam übrigens schließlich billig davon. Der Hauptkläger verzichtete auf ihre Ver-urteilung und zwar aus dem haupt-sächlichsten Grunde, weil er vor acht Ta-gen ihr Bräutigam geworden war. Und da auch die Anderen ein mensch-liches Mitleiden fühlten, kam die schöne Sünderin, die mittlerweile ihr Amt an den Hägel gehängt hatte, mit einem strengen Verweise davon. Am Arme ihres Bräutigams verließ sie heiter lächelnd das Gerichtshaus.

— Seit mehreren Jahr-zehnten ist es, namentlich bei englischen Vorkriegern, zur Gewohnheit gewor-den, Bruststränge nach Südafrika zu schiden, dessen ausgezeichnetes Klima vielen Heilung brachte. So wurde auch Cecil Rhodes vor mehr als dreißig Jahren als hoffnungslos nach Südafrika ge-bracht. Jetzt wenden sich nun südafri-kanische Zeitungen gegen die Gefahr, die das Eindringen förmlicher Scha-aren von Schwindsüchtigen für das Land mit sich bringt. Man fordert die Errichtung von Sanatorien, damit die Kranken sich nicht frei und unbeaufsich-tigt umherbewegen.

Aus der kleinen Schuhpuger-Welt.

Zu den vielen Berufen, in denen die moderne Zeit eine Art Revolution her-beigerufen hat, gehört auch der be-scheidene unserer schwarzen und weißen Straßen-Araber oder ihrer geschäfts-stubensitzenden Collegen, welche ihre Mitmenschen „auf einen glänzenden Fuß verhehlen“, indem sie ihnen das Schuhwerk blank putzen. Man sollte denken, diese einfache, wenn auch nicht uninteressante Geschäfts-Sphäre werde wenig vom neuzeitlichen Getrie-be beeinflusst, soweit die zu leistende Ar-beit selbst in Betracht kommt; bei nä-herem Zusehen aber merkt man, daß diese Annahme eine sehr irrige ist, auch ganz abgesehen von einem Mitbewer-ben von Automaten, welcher vorerst nur von Weitem droht.

Das Schuhpuger-Geschäft ist vor Allem keineswegs mehr so einfach, wie noch vor wenigen Jahren. Der Schuh-puger, welcher auf der Höhe der Zeit stehen will — der amerikanische ganz besonders — darf sich durchaus nicht mehr mit zwei oder gar nur mit einem Bürst-Ge-räth, der Wischschachtel und allenfalls einem plumpen Stuhl oder blohem Fußschmelchen begnügen, — nein, er braucht eine Ausstattung an Farben, welche bereits kaum geringer ist, als diejenige eines regelrechten An-streichers oder Hausmalers, nebst ent-sprechenden Geräthchaften! Das ha-ben besonders die gelben, braunen, fuchsfarbenen oder sonstwie colorirten „Tan“-Schuhe gekostet, welche es mit sich gebracht haben, daß sogar in das Gebiet der Männer-schuh die Mode mit ihren Launen eingedrungen ist, theilweise unterstützt vom Stahlsport und anderen modernen Dingen. Unsere Schuh-Industrie scheitert an dieser Ent-wicklung der Dinge keine Freude zu haben; macht es doch u. A. der häufige Wechsel der Schuh-Mode sehr riskant, größere Vorräthe im Voraus anzufertigen, wie man sonst ruhigen Gemüths thun konnte. Und könnte das Geschäft in Schuhwerk, welches auf Bestellung gemacht wird, überhaupt noch viel weiter herunter-kommen, so würde es sicherlich durch die Buntschuhe gelitten, die fast aus-nachschlos fertig gekauft werden.

Mit freundlicheren Augen dagegen scheinen unsere Schuhpuger diesen Ent-wicklungsgang anzusehen, und Einer von dieser Junst sprach sich jüngst fol-gendermaßen ganz offen darüber aus: „So lange alle Welt schwarze Schuhe trug, da hielten es gar Viele für das Beste, ihre eigenen Schuhpuger zu sein und sich das Wischen Geräth dazu in irgend einem Winkel zu hal-ten, wo sie es jederzeit bequem zur Hand haben konnten. Das bedeutete für uns einen großen Verlust, beson-ders in allgemein gedrückten Zeiten, in denen viele, sonst für uns sehr schätz-bar gewesene Gentlemen sich unse-rem Verdienst absparen wollten. Aber bei diesem Rudebummel von braunen, gelben, grünen und anderen Schuhen ist es etwas Anderes! Wenigstens hat Niemand, dessen Zeit in seinem Ge-schäft etwas werth ist, so leicht Lust, sich sieben oder acht verschiedene Arten Putzfarben und Klebezug zu halten und sich in ihre richtige Anwendung einzuweisen. Ja eine Masse Leute hat es jetzt sogar aufgegeben, sich mit den gewöhnlichen schwarzen Wische noch zu befassen. Die Geschichte ist ihnen über den Kopf gewachsen und erfordert mehr, als jemals, eine besondere Pro-fession. Aufrecht gesagt, wir be-kommen auf diese Weise mehr Nidels oder Dimes, als früher, — ich meine natürlich, in Nachbarschaften, welche vom Standpunkte unserer Junst „an-sständig“ sind; die Anderen können uns so-wieweig gewogen bleiben. Die Neue-rungen machen uns viel mehr Umstände und verdrängen vielleicht manchen un-serer Kleinsten aus dem Geschäft; aber sie erhöhen die Würde und Wichtigkeit unseres Berufes, und obgleich die die Wirkung der klauen Zeiten nicht auf-heben können, führen sie Vielen von uns auch Gewinn von gar mancher Seite zu, von der wir früher nichts zu erwarten hatten. Doch Zeit ist Geld. — Stiefelwischen gefällig?“

Unter amerikanischer Herrschaft.

Blutige Kriege wie diplomatische Verhandlungen sind heutzutage nicht mehr von Nothen, selbst wenn es sich um die Unterjochung ganzer Länder handelt, dazu gehört außer genügender Geldmitteln nur tühner Unterneh-mungsgeist. Durch geschickte Anwen-dung dieser beiden Factoren ist es ge-lungen, die Republik Honduras unter amerikanische Herrschaft zu bringen. Zwar hat Onkel Sam nach wie vor in Honduras „nur tau seggen“, die künftigen Herren des Landes, welche den Stipulationen gemäß ihr Regime am 1. October antreten werden, sind amerikanische Capitalisten; aber wenn die Bewohner von Honduras sich je gegen deren Herrschaft empören sollten, dann würde wohl unsere Bundesregie-rung die Wahrung der verbrieften Rechte amerikanischer Bürger zu er-zwingen verstehen. Dem Namen nach bleibt die bisherige Regierung von Honduras auch in Zukunft bestehen, aber diese hat dem Yankeeconfortium so wichtige Privilegien übertragen, daß dieses in Wirklichkeit die Zügel in den Händen halten wird. Vor allen Din-gen bekommt die Yankes die voll-ständige Verfügung über die Zoll-einkünfte des Landes, sowohl was die Vereinnahmung, als auch die Verab-schlagung der Gelder betrifft; sie fungi-

ren als ausschließliche Agenten der Re-gierung behufs Regelung der gegen-wärtigen Schulden und erhalten die Concession zur Gründung einer Bank mit außergewöhnlichen Privilegien, so-wie einen Land-complex von über 200,000 Acres mit außerordentlich werth-vollen Bergbau- und Gerechtigkeit u. s. w. Das Confortium hat dafür den Con-tract für den Bau einer interoceani-schen Eisenbahn von Puerto Cortez an der atlantischen Küste nach der Fonseca-Bai am Stillen Ocean, so-wie die Etablierung einer Dampf-schiff-Verbindung zwischen Belize am Atlantischen Ocean nach Belize in Britisch-Honduras übernommen. Der Bau dieser Eisenbahn ist ein gigantisch-Unternehmen, denn dieselbe muß ein weites Gebirge überschreiten, in dem es zur Zeit nicht einmal Wege, sondern nur Saumpfade gibt. Von dem Hafen Puerto Cortez erstreckt sich jetzt eine Eisenbahn bis zu dem Dorfe La Puninta, das wenige Meilen süd-lich von San Pedro Sula belegen ist, und dieser Schienenweg hat eine Länge von ca. 50 Meilen. Trotzdem diese Bahn sich vollständig in der Ebene hin-zieht, ihr Bau also keine Schwierig-keiten bot und Arbeiter in Honduras sehr billig zu haben sind, hat dieselbe die verhältnismäßig ungeheure Summe von \$30,000,000 verschlun-gen, wofür die Regierung Bonds aus-gegeben hat. Diese Bonds, die sich in den Händen europäischer Capitalisten befinden, sind für das Land eine so drückende Last, daß an einen wirth-schaftlichen Aufschwung nicht zu den-ken war. Ob Honduras unter dem Yankee-Regime besser fahren wird, kann nur die Zukunft lehren, doch ist wohl anzunehmen, daß das Confortium, welches jetzt die Kontrolle über die Re-vention und die Gerechtigkeit zur Aus-beutung der reichen natürlichen Hilfs-quellen des Landes erhalten hat, vor allen Dingen auf seinen eigenen Vortheil bedacht sein wird. Von der Natur ist Honduras überreich gesegnet, doch sind diese Schätze zum größten Theil noch nicht gehoben. Werthvolle Nughölzer, wie Mahagoni, Eiche, Gummibaum u. s. w., finden sich in ungeheuren Wäldern, in denen die Art des Holz-fällers noch nicht geübt wor-den, und sein Reichthum an edlen wie unedlen Metallen ist schier unbegrenzt. Eisenerze kommen in gewaltigen Men-gen vor und sind von der besten Qua-lität. Ebenso finden sich reichliche Lager von Antimon, Zinn, Zinn und Silber. Gold in beträchtlichen Mengen wird namentlich im Olanthothal gewonnen. Die eingeborenen Indianer wäshen wohl etwas Goldsand, doch ist ihre Pro-duzanz viel zu groß, als daß sie selbst diese Arbeit mit Energie betrieben. Klima wie Boden ermöglichen den An-bau von Rasse wie Tabak und die Cultur aller tropischen wie subtropi-schen Stapelartikel. Der vollständige Mangel an Verkehrswegen war bisher natürlich das größte Hemmnis für die Ausbeutung der Naturkräfte des Landes und deshalb soll die interoce-anische Eisenbahn gebaut werden, um dieselben der Außenwelt zugänglich zu machen.

Das Ende von Ren-Australien.

Ohne Sang und Klang, dafür aber unter Jammer und Thränen ist, wie aus Melbourne geschrieben wird, wie-der ein Traum von irdischer Glück-seligkeit in nichts zerronnen. Die auf rein communisticen Grundlagen be-ruhenden Dorfan-siedlungen Queens-lands und Südaustraliens, die den Staat Millionen kosteten, sind fast sämmtlich verdrängt; Jeder wollte be-sitzen, Wenige arbeiten. Da entschloß sich eine Anzahl Australier, ganz aus-zuwandern und in Paraguan ihre Ge-banken zu verwirklichen. Ein eigener Dampfer ward gemietet, und 214 Personen gingen nach Südamerika ab. Die sorgfältigste Auswahl war unter der ungeheuren Menge der sich Mel-boden getroffen, die besten Adergerä-the und Vorräthe aller Art waren mit-genommen worden, und Paraguan nahm solche Colonisten mit offenen Armen auf. Mitten im Urwalde ent-stand die Colonie „Ren-Australien“, und die nach Hause gelangenden begei-steren Schilderungen führten anfangs Januar noch 200 und später abermals 76 Personen in die neue Ansiedlung. „Alle für Einen, Jeder für Alle!“ war die Losung; Eigenthum besah der Ein-zelne nicht, sondern nur die Gemein-schaft. Und was ist daraus geworden, trotz aller günstigen Umstände, alles Entgegenkommens? Heute ist das stolze Gebäude elend zusammengebro-chen. Der selbstgewählte Führer, Dr. Lane, entwickelte sich bald zum Tyrannen in bester Form, inthronete seine „Brüder“ und vergnügte sich in der neuen Stadt auf ihre Kosten. Sein Beispiel fand Nachahmer. Zant und Streit nahmen überhand, und von 490 Personen verließen 346 die An-siedlung. Viele verarmten, Andere lebten in trostloser Verfassung nach Australien zurück und waren für im-mer von Missionen geheilt. Ein Rest von 55 Ansiedlern hat jetzt unter Füh-rung von Dr. Lane eine neue Nieder-laffung, Colonia Cosme, gegründet.

— In Bancos wurde ein-er der reichsten Bürger der Stadt, der 31-jährige Großtraktant und Reali-tätenbesitzer Lubomir Michajlovitsch, von seiner jungen Frau aus Eifersucht erschossen; mit einem zweiten Schusse entleibte sich die Frau selbst. Das Ehe-drama erregt großes Aufsehen.